



Nr. 25

Freitag, den 30. Januar.

1903

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.

— GD —

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ja —, Ich kann's nicht leugnen und daß Du's nur weißt, ich hab ihn, natürlich, wie er schon tobt war, auf seine Stirn geküßt, die an beiden Seiten so schrecklich tief eingefallen war von seinen vielen Leiden, die reinen Knochen, aber nach mir kein anderer. — So, Renaten, nun sei recht besonnen, Keiner soll Dir dreinreden und keiner Dich verstören, sagt Wilhelm und nun mach's mit Dir allein ab, was werden soll und was du thun willst. Der liebe Gott ist ja bei den Schwachen mächtig, sagt der Pastor. Wenn Du was brauchst, klinge nur, dann komme bloß ich.“

„O Gott, Rosalie, mich ängstigt's so furchtbar, wo Wilhelm ist, was alles für namenloses Unglück geschehen kann . . .“

„Wo wird er denn? Sei Du nur vernünftig, Einer muß doch eben weichen und mit dem Andern findest Du Dich ab, wie der liebe Gott will. Lieber Gott, das ist doch alles ganz einfach. Leg Dich eine Stunde schlafen, Renaten. Einer geht, und der Andere bleibt, das hängt von Dir ab. Und damit holla! Für Schauerromane hat Rottberg keinen guten Boden.“

Sie ging und schloß die Thür, so behutsam, als ließe sie eine Kranke zurück.

Renate hörte aber gleich draußen wieder ihren schallenden Schritt und das Klirren des vorsichtig getragenen Geschirrs von der Treppe her.

Wilhelm war in Wilbau! Sie wußte es — sie sah es — Wilhelm stand Dagobert gegenüber.

„Herr! erbarme Dich meiner!“

Sie setzte sich ans Fenster und starrte auf den Parkweg, wo der Wagen herauf kommen mußte, der ihn zurückbrachte. Seine Rückkehr erwarten, dann zu ihm, ihn ansehen . . . was?

So saß sie stundenlang ganz still und sah auf den Weg, als müsse daher unwiderruflich Tod oder Leben kommen.

Einmal pochte es leise an der Thür, und Rosalie kam herein und stellte Kaffee und Weißbrot vor sie hin.

Sie sah nicht auf, nur flüchtig mit leiser Dankesberührung streifte sie die kleine, aber rauhe und feuchtkalte Hand der Schwägerin.

Ach, welch andere, hochmüthig abwehrende Gefühle hatten sie erfüllt, wenn sie sonst die Schwägerin mit ihren unerbetenen Dienstleistungen vor sich sah!

„Na ja, na ja. Das wird alles nicht so heiß gegessen, wie's gekocht wird“, murmelte Rosalie begütigend.

Und woher kam Rosalie, der Spröden, in ihrer Art auch hochmüthigen, im Bewußtsein des hochgeschätzten Werthes doch immerhin eine recht starke Antipathie gegen Renatens Persönlichkeit empfand, diese „Rose im Gemüsegarten“ ihres Bruders! die sanfte entschuldigende Güte, die ihr sonst sehr fern lag?

Aus derselben Herzensquelle kam's, wie bei Renaten: Schuldbewußtsein und Dankbarkeit.

Ach ja! Diese beiden Gefühle, wenn sie den Menschen so überfallen, die fördern aus dem tiefsten Schacht harten Felsgesteins auch der ärmsten Herzen die edlen Goldkörner hervor —, wenn überhaupt welche daliegen —

„Hat Dir Wilhelm gesagt, daß ich mein Zimmer nicht verlassen solle, oder dürfe?“ fragte sie heiße, leise Stimme.

„Ich bewahre! Wilhelm ist doch kein Ritter Blaubart! Er hat nur gesagt, Du brauchst es nicht zu verlassen, und ich soll Dir alles bringen . . . und die Dienstboten könnten glauben, Du wärst nicht ganz wohl.“

„Also könnte ich ausgehen?“

„Aber natürlich! Nein, Renaten . . . nur keine Phantasieen, Du bist ganz frei — kannst gehen wohin Du willst.“

Rosalie streichelte Renatens Haar u. eilte geschäftig davon. Sie hatte große Wäsche im Hause und konnte die Tagelöhnerfrauen, die zu Waschtagen befohlen wurden, ihrer Ansicht nach keinen Moment ohne Aufsicht lassen . . . sonst thaten sie nichts wie schwagen.

Renate legte die Stirn in die Hände und zwischen den Fingern hindurch sah sie immer noch auf den Weg, obwohl die Dämmerung langsam niedersank.

„Fort, nur fort!“ tönte es in ihrem Ohr . . . und seltsam fremd und riesenhaft, erschreckend stieg es vor ihr auf . . . das neue Bild . . . und sie hörte Wilhelms rauhes, ostpreussisches Organ: „Du kannst gehen, wohin Du willst . . . Du bist ganz frei . . .!“

Da kam der Wagen unter den tief niederhängenden Zweigen der großen Buchen am Eingange des Parkes herangerollt.

Merkwürdig langsam, fand Renate, aber es war vielleicht nur, weil der Weg so aufgeweicht war, und weil Wilhelm jetzt überhaupt immer, sehr zu ihrem Mißbehagen, den letzten Theil des Weges nach Hause sehr langsam fuhr, um die Pferde auch ganz trocken in den Stall zu bringen.

Warum wunderte sie sich heute darüber? Sah sie denn überall und immer die unerhörtesten Geschehnisse?

Dann sprang sie auf — die Treppe hinunter — sie wollte ihm begegnen auf dem Korridor zu seinem Zimmer, sie fürchtete, er könne es vor ihr verschließen, und es war ihr, als käme ihr alles Heil und alle Hilfe von ihrem Manne.

Aber als sie in den unteren Flur kam, sah sie den offenen, leeren Wagen nach dem Stalle zu lenken. Wilhelm mußte schon in seinem Zimmer sein.

Sie ging hin und klopfte leise, schüchtern.

„Herein!“ klang es in dem gewöhnlichen, ruhig rauhen Tone. Sie blieb in der Thür stehen, zaghaft, ängstlich. Wilhelm hatte noch den Mantel an und die Mütze auf. Er stand an seinem alten Cylinderbureau und hatte eines der innersten Fächer ausgezogen.

„Dah??“ sagte er jetzt fragend, sich nur halb der Thür zuwendend. „Bist Du's, Rosalie?“

„Wilhelm!“

„Jaso! Komm nur rein.“
„Wilhelm, nur ein Wort, ich, ich vergehe vor Angst!“ stammelte sie, halb unverständlich.

„Kann's mir denken.“
Er verschloß das Pult, hing den Schlüssel wieder an die Uhrkette, stellte die kleine Arbeitslampe auf den Sofatisch und warf den Mantel und die Mütze auf den nächsten Stuhl. Dann ging er schweren, knarrenden Schrittes auf die Thür zu und schob den Riegel vor. Renate stand am Tisch, neben dem alten Lederfessel, den sie, seiner großen Bequemlichkeit halber, früher bevorzugt hatte, in den seltenen und wenigen Minuten, wo sie mit irgend einem Anliegen zu Wilhelm kam.

Und die Frage, die ihr den ganzen Tag Herz und Rippen beinahe verbrannt hatte, war das erste, was über ihre Lippen kam, halb mechanisch, in hastig angstvoller Weise: „Wilhelm, meinst Du?“

Er hatte sich in die Ecke des alten Lederfosses gesetzt, wo er immer saß, wenn er sich einer längeren Unterhaltung mit Renate fügen mußte. „Warst Du in Wildenau?“

„In Wildenau?“ sagte er mit schwerem Athemzuge.

„In Wildenau! Von ein Uhr Mittags, bis jetzt? Es ist 6 Uhr vorbei.“

„Ja, eher konnte ich nicht abkommen.“

„O Wilhelm, quäle mich nicht so furchtbar, Du weißt doch alles! Du hast uns beobachtet?“

„Ja, Renate. Setze Dich nur.“

„Du, Du willst ihn nun todtschießen, mich fortjagen!“ stieß sie hervor.

„Allerdings, oder umgekehrt“, sagte er ernst.

„Hast Du ihn gesprochen, gesehen, hast Du ihn gesehen, hast Du ihn gefordert?“ fragte sie, ohne ihn zu verstehen. Sie stand jetzt neben ihm und schüttelte ihn an der Schulter, mit verzweifelten Augen die seinen suchend.

„Ja, gewiß. Gesprochen, gesehen und gefordert.“

Ein Schrei des Entsetzens brach über ihre Lippen und sie sank an ihm nieder, auf die Kniee.

„Wilhelm, hab Erbarmen mit mir! Er ist unschuldig, er kann nichts dafür!“

„Nun, das wollen wir nicht so schroff hinstellen, Renate.“

„Du hast uns auf dem Kirchhofe gesehen, beobachtet?“

„Vollkommen genügend!“ sagte er trübe, sie mit der Hand von sich abwehrend.

„Und Du glaubst natürlich —“

Sie legte ihr Antlitz auf seine Knie und schluchzte heiß.

„Setze Dich doch nur. Mach mir bloß keine Scene. Geschehene Dinge lassen sich nicht durch Thränen abwaschen. Aber starker Wille, gesunde Vernunft und — sagen wir mal — gute Sitte kann manches verhindern.“

Sie sah zu ihm auf wie zu einem Richter über Leben und Tod, mit den großen, thränenüberfließenden Augen.

„Wenn Du ihn tödest, oder er Dich, in jedem Falle bin ich gleich unglücklich.“

„Jawohl. Aber eben deshalb, weil ich Dich nicht so namenlos unglücklich machen will, habe ich kurzen Prozeß gemacht. Sieh mal, Du bist das Kind Deiner Mutter, und von Deines Vaters Geist ist nicht allzuviel auf Dich gekommen. Dich verantwortlich machen, halt ich für Unsinn. Du hast Dich von allen Seiten täuschen, betrügen, verderben lassen, und nur der lieben Selbstsucht haben sie überall, auch Deine Mutter, Thür und Thor geöffnet. — Nun stelle Dir mal Deinen guten Vater vor, hier jetzt, wo ich sitze. Weißt Du, ich ja auch fast, was den geringen Haarschnitt betrifft; noch weniger hübsch, denn der hatte noch im Sarge seinen schönen weißen Haardusch. Fünfzig habe ich hinter mir und geh auf die sechzig los. Hab' dabei noch eine rechte Jugendthorheit zu verbüßen, für meine eigensinnige Selbstsucht, Dich und gerade nur Dich besitzen zu wollen. Nun hab ich bloß uns beide betrogen bei dem Geschäft. Was ich gut machen kann, soll und wird geschehen. — Ich hab euch auf dem Kirchhof gespürt, Dich und Deinen Ersten. Na, na, falle nicht in Ohnmacht, ich hab's nicht so furchtbar übel genommen, und manches kann ich mir auch schon denken. Biegt in jedem Menschen. Bei einem kommt's raus, beim andern nicht. — Nachher hab ich ihn mir gelangt — so zu sagen — und hab ihm erst mal kurzer Hand gesagt, wenn's nicht anders ginge dann wollte ich verzichten. Er sei Dein erster Mann gewesen, ihm hast Du mit dem allerersten Recht gehört. (Renate hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen und sah nicht das flüchtige aber fast schelmische Lächeln Wilhelms, das aber wieder einem ruhig festen Ernst gewichen war, als er nach dem Bögen einer Sekunde fortfuhr). Wenn Du von Deiner ersten und, wie ich Dich kenne, einzigen Liebe nicht lassen kannst — wer will Dich verdammen?!

Sieh mal das Zusammentreffen auf dem Kirchhofe heute, das spricht nicht mit. Das könnt ich schon merken wie erschrocken und überrascht ihr beide ward.

Da fuhr ich denn zu ihm nach Wildenau und sprach menschlich mit ihm. Sonst hätte ich's nicht gethan, sondern ihm einfach jemand auf die Bude geschickt und — Gottesdonner, wenn ich schieße, dann weiß ich auch warum und dann treff ich! Na — was weinst Du denn, er lebt ja, und ich thue ihm nichts.

Er benahm sich recht verständig, aber so ein bißchen scheu und verlegen, und bat sich Bedenkzeit aus.

Renate schrie auf.

„Bedenkzeit! Und scheu und verlegen sah er aus?“

„Na, nimm ihm das nun nicht so übel! Sieh, Du bist ihm am Ende auch nicht ganz unerschütterlich treu gewesen und hast Dich von Ding und Rang beschwären lassen, ihm den Laufpaß zu geben. Und nun bist Du doch die Jüngste nicht mehr . . . und hast manchen Sturm erlebt . . . „Schier dreißig Jahre“ und zwei mehr.“

„So sehr fand er mich verändert? So alt geworden?“ fragte sie leise und traurig.

Wilhelm unterdrückte ein Lächeln.

„Das hat er mir wohl nicht zu sagen gewagt. Aber zehn Jahre lang hat er Dich nicht gesehen. Er ist immer ein flotter Kerl gewesen, und wer weiß, wie viele Frauenbilder durch sein warmes Herz gehüpft sind. Du kannst das natürlich am wenigsten begreifen. Aber ich, als Mann, kann's schon! Ich habe nur ein Mal geliebt, und das weißt Du“, schloß er mit etwas rauher gewordener Stimme. „Und wenn ich weiß: Hier heißt es entscheiden, dann thu ich's und heul nicht dabei, denn dann muß es eben sein, nach meinem Begriff von Ehr' und Pflicht. Als er mich um Bedenkzeit bat, sagte ich ihm aber doch gleich, den Kauf von Wildenau müßt' er rückgängig machen . . . ich selbst würde in die Verlängerung springen.“

Renate faßte ihres Mannes Hand.

„Sag' ihm, schreib' ihm daß ich keine Minute Bedenkzeit brauchte, daß ich nur einen Mann als meinen Gatten achtete, liebte und ehrie, und der wärest Du! Oder soll ich's ihm selbst ins Gesicht sagen?“ rief sie mit glühenden Wangen.

„Brauchst Du nicht. Er brauchte keine zehn Minuten Bedenkzeit, da kam er schon hinter mir her galoppirt und sagte mir mit einigen Vorreden und vielen Entschuldigungen, daß er Dich gar nicht heirathen könne, so gern er auch wollte, denn mittlerweile wäre er verheirathet, mit einer amerikanischen Lady, Schlächterstochter und Dollarprinzessin, kam dann so nebenher heraus. Na, Kind, was weinst Du denn? Dafür kann doch Niemand. Das liegt im Lauf der Dinge und in den trostigen und wandelbaren Menschenherzen“ sagte Wilhelm mit nachdenklichem Ernst. „Die zwingen eben, und die Menschen gehorchen! Ob sie grad immer müssen, weiß ich nicht recht. — Aber Du kannst ja zu Deiner Mama gehen und Dich bei ihr erholen und Rath finden.“

„Nein! Nie! Ich will und kann nicht. Ich —“

„Na, denn bleib hier, und ich kann ja mal wieder 'ne Reise machen.“

„Nein, wir beide bleiben hier zu Hause“, schluchzte sie bang, ihre Stirn an seine Schulter legend.

„Wie Du willst, liebes Kind. Ich thu' Dir gern allen Willen. So ein gut Theil weiß ich nun doch, daß ich an Dir viel verfehlt und gesündigt habe“, sagte er ernst.

Schon mehrmals hatte es leise und bescheiden an die Thür geklopft, die Wilhelm verschlossen.

„Na, wer ist denn da?“ fragte er nun aufmerksam.

„Ach, ich bloß Wilhelm“, klang Rosalies sehr gedämpfte Stimme. „Renate ist so weichlich in allem und so verwöhnt. Schon vor einer Stunde hätte sie ihren Thee und frische Eier haben sollen.“

Wilhelm stand auf und öffnete die Thür.

Renate war ihm gefolgt und küßte ihre Schwägerin, durch die Thürspalte, so gut es ging, aber gerade auf die Nasenspitze.

„Rosalie! was bist Du gut zu mir!“

„Na, ich hab' ja ein Herz, aber meine Nerven habe ich auch, und hier muß manches anders werden, da hat Wilhelm ganz recht.“

Wilhelm lachte jetzt recht herzlich.

„Natürlich, Rosalie. Du hast ganz richtig gehört!“

Ende.

Der Herr mit den Reistiefeln.

Ein Gaunerstückchen von Rudolf Jura.

Der Hausknecht und Omnibuskutscher der „Preussischen Krone“ machte ein sehr zufriedenes Gesicht. Seine Ohren hatte der scharfe Ostwind geröthet, der in der kalten Januarnacht über den Bahnhofsplatz pfiff, seine Nase funkelte noch röthlicher infolge desjenigen, was er gegen die Schädlichkeit der Winterluft gewohnheitsgemäß einzunehmen pflegte, aber seine Augen leuchteten vor Stolz über den guten Fang, den er gethan. Vier Gäste hatte er beim letzten Abendzug gefischt, und einer davon sah aus wie ein Baron!

Mit der vornehmsten Ruhe war der elegante Herr gerade auf den Wagen der „Preussischen Krone“ zugegangen, ohne den „Vären“ oder den „Stern“ überhaupt zu beachten, deren Kutscher allerdings plumper Weise auch nicht den geringsten Versuch machten, die fette Beute wegzuschnappen. Innerlich mochten sie dann freilich vor Neid ergrimmt sein, und das gleichgültige Lächeln war offenbar nur Maske. Denn solch einen eleganten Gast fand man nicht alle Tage.

Auf des Kutschers Frage nach dem Gepäck hatte der Herr auf seine juhlene, nidelbeschlagene Handtasche gewiesen und gesagt:

„Das genügt mir. Koffer bleibt auf dem Bahnhof. Muß morgen früh mit dem ersten Zug weiter reisen.“

Der Kutscher war ein zu treuer Diener seines Herrn, um diese Eile des vertrauensverweckenden Gastes nicht bedauerlich zu finden. Aber er kannte seinen geschäftskundigen Wirth auch gut genug, um zu wissen, daß man aus einem Gast in einer einzigen Nacht genau so viel herausnehmen kann, wie nach acht Tagen, und auch seine persönlichen Trinkgeld-Hoffnungen stiegen im richtigen Verhältniß zur wahrscheinlichen Höhe der Wirthsrechnung.

Als der rasfelnde Omnibus in der Einfahrt gehalten hatte, und der Herr mit den anderen Fremden ins Gastzimmer trat, wie ein Fürst unter Knechten, fiel seine Erscheinung auch dem erfahrenen Blick des Oberkellners auf. Seinem pechschwarzen Haar und Bart und seinem kühnen, gebräunten Gesicht nach konnte er ebenso gut ein Kunststreiter, wie ein Graf sein. Sein Benehmen aber war durchaus gräßlich.

Nachlässig streifte er die Handschuhe ab und warf sie in seinen Zylinder, den er dem Piccolo überließ, ohne ihm einen Blick zu schenken. In gewohnheitsmäßigem Eifer machte der Piccolo auch einen Versuch, dem Gast den langen Ueberzieher mit dem kostbaren Persienfragen zu entreißen. Aber ihm wurde die barsche Entgegnung:

„Behalte ich an. Scheußlich kalt hier.“

In der That warf der Wind eben ein paar Hände voll aufgewirbelten feinkörnigen Schnee an die Fensterscheiben, und sein kalter Athem fuhr durch die feinen Spalten und bauschte die Vorhänge. Der vornehme Fremde nahm wortlos an einem der kleinen weißgedeckten Tische Platz, und beim Niederstehen wurden hohe Reistiefeln von Lackleder sichtbar, von deren Sohlen sich zwei dicke Schneekrusten abzulösen begannen.

Der Wirth beeilte sich, für das kalte Wetter um Entschuldigung zu bitten, und wies ergebenst auf die Schwierigkeit hin, bei achtzehn Grad Kälte einen fensterreichen ebenerdigen Raum hinreichend zu heizen.

„Mache Ihnen ja keine Vorwürfe“, entgegnete der Gast gelangweilt; „Speisekarte!“

Grobheit des Wirthes pflegt auf gute Getränke, Unfreundlichkeit des Gastes auf gute Bezahlung zu deuten, und hoch erfreut über diese kurz angebundene barsche Art stellte der Wirth, seinen knappen Befehlen folgend, ein erlesenes kleines Souper zusammen und ließ den besten Burgunder aus dem Keller holen. Nach dem Essen, über dessen Güte er dem Wirth eine Schmeichelei sagte, wurde der Gast gesprächiger, ließ schwere Importen kommen, stellte sich den übrigen Gästen leutselig als Mittmeister a. D. von Gaimichen vor, nahm in ihrer Mitte Platz, gab schließlich eine Bowle Punsch zum Besten und zeigte sich als äußerst liebenswürdiger und wißiger Gesellschafter.

Spät erst begab er sich heheitsvollen Schrittes auf sein Zimmer und hinterließ bei seinen Beggenossen das schöne Ge-

fühl, einen ebenso angenehmen, wie ehrenvollen Abend mit dem eleganten Cavalier verbracht zu haben. Dem Oberkellner hatte er noch aufgetragen, ihm am Morgen die Rechnung zu machen und ihn rechtzeitig vor Abfahrt des Berliner Morgen Schnellzuges wecken zu lassen.

In der Frühe halb sechs Uhr aber erfüllte zorniges Geschrei die sonst nur mäßig durchlärmten Räume der „Preussischen Krone“. Es war der vornehme Herr auf Nr. 2, der so wüthend schrie, daß sich der Wirth selbst nach der Ursache seines Jornes umthun zu müssen glaubte.

„Ich will meine Hosen haben“, brüllte der Fremde, alle seine vornehme Zurückhaltung bei Seite lassend. „Zum Donnerwetter! Ist denn an einem Paar Hosen so viel abzubürsten. Ich habe keine Zeit, zu warten! Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, die Hosen aus meinem Zimmer zu nehmen. Wenn ich gewünscht hätte, daß sie gereinigt würden, hätte ich sie schon selbst hinausgehängt. Ich habe aber nur meine Stiefeln vor die Thüre gestellt. Also rasch, rasch! Ich veräume sonst den Zug!“

Der Hausknecht leugnete jedoch, die Hosen aus dem Zimmer geholt zu haben. Auch sonst hatte sie Niemand gesehen, und der Wirth bestritt die Möglichkeit, daß die Hosen aus dem Zimmer hätten verschwinden können.

„Sie sind aber doch nicht mehr hier“, entgegnete Herr von Gaimichen erregt. „Oder können Sie mir sie zeigen? Oder sind Sie der Meinung, daß ich ohne Hosen bei ihnen angekommen bin? Vielleicht im Badekostüm? Wie soll ich denn jetzt abreisen? Ich muß unbedingt heute in Berlin sein. In den Hosen befand sich übrigens mein Portemonnaie mit über 500 Mark. Das war der ganze Rest meiner Reisekasse, die ich erst in Berlin wieder ergänzen kann. Ich scheine ja hier in eine Diebshöhle gerathen zu sein!“

Der Wirth suchte ihn entsetzt zu beschwichtigen und murmelte etwas davon, daß er doch unmöglich für den ganzen Verlust haftbar gemacht werden könne.

„Aber wer spricht denn davon, mein Vester?“ versetzte der aufgebrachte Gast plötzlich ruhiger. „Die Hosen und das Geld müssen sich ja wiederfinden. Aber ich kann darauf nicht warten und Sie müssen mir sogleich aus der Verlegenheit helfen.“

„Von Herzen gern, Herr Baron. Nur dürfen Sie von dem peinlichen Vorfall nichts weiter erwähnen. Das schädigt sonst den Ruf meines Hauses.“

Der Herr Baron versprach Geheimhaltung, gab dem Wirth eine Visitenkarte mit seiner Berliner Adresse, damit ihm Hosen und Geld sofort zugesandt werden könnten, und empfing leichweise eine Hosen des Wirthes, sowie 100 Mark baar als Reisegeld, welche Lappalie er nebst dem Betrag für die Rechnung am nächsten Tage einzusenden versprach. Dann eilte er zur Bahn.

Der Wirth war froh, verhältnismäßig wohlfeil aus der Angelegenheit davongekommen zu sein, ließ aber doch mit grimmigem Eifer sein ganzes Haus noch einmal nach der verschwundenen Hosen durchsuchen. Ergebnislos.

„Zum Geier, der Herr ist aber doch unmöglich ohne Hosen bei mir angekommen“, rief er empört, Herrn von Gaimichens spöttischen Ausdruck wiederholend.

„Warum denn nicht?“ antwortete da plötzlich der Oberkellner, den ein jäher Gedanke durchzuckte.

Erstaunt blickte ihn der Wirth an, aber ruhig fuhr der Oberkellner fort:

„Man hat ja gar nicht sehen können, ob er Hosen trug. Er weigerte sich, den Ueberzieher abzulegen, und trug hohe Stiefeln. Mit diesen Stiefeln schien er übrigens längere Zeit im Schnee gegangen zu sein, kam also vielleicht gar nicht von der Bahn, sondern hat den Bahnhof nur ausgesucht, um unseren Omnibus zu benutzen.“

„So ein Hallunke“, rief der Wirth. „Aber der Zug ist noch nicht abgegangen, ich erweise ihn noch.“

Vorausgesetzt, daß er überhaupt auf den Bahnhof gegangen ist und es nicht vorzieht, seine Schwindelsiege hier noch anderweit fortzusetzen.“

„Dann um so besser“, rief der Wirth und stürzte davon. Er machte sich allerdings sofort klar, daß der Schwindel kaum zu beweisen war. Der Herr konnte ja Stiefelhosen getragen haben. Als er ihn aber am Fenster eines Abtheils lehnen

sah, um eine Zeitung beim Händler zu kaufen, übermannte ihn die Entrüstung, und er rief so laut: „Sie Schwindler, ziehen Sie mal gleich meine Hosen aus“, daß es bei den Zuhassenden sämtlicher Damen-Abtheile Anstoß erregte.

Herr von Hainichen jedoch lächelte ruhig, und das brachte den Wirth auf einen anderen Gedanken.

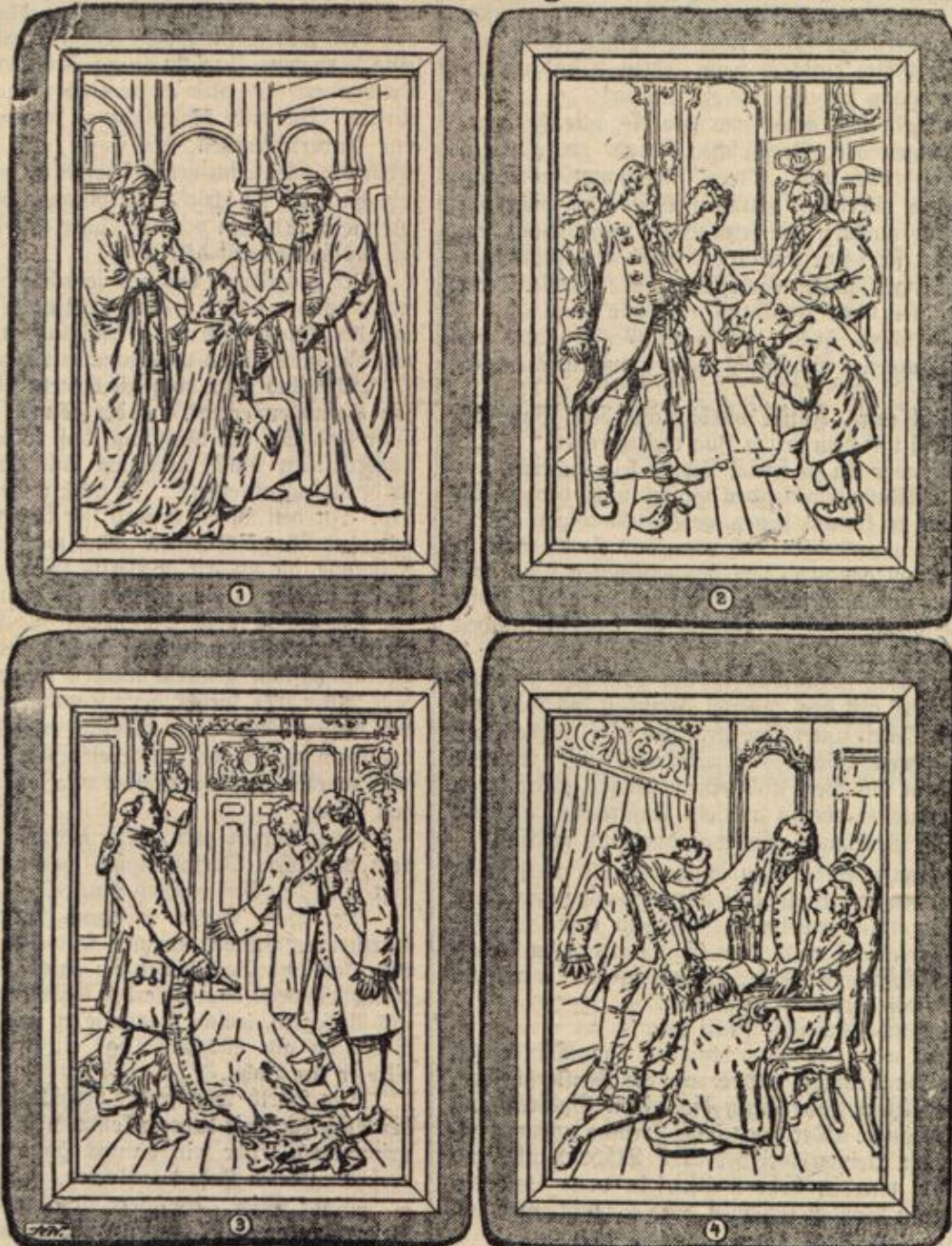
„Steigen Sie wieder aus“, flüsterte er ihm zu. „Ich

verrathe Sie mit keiner Silbe. Aber spielen Sie denselben Streich auch im „Bären“ und im „Stern“!“

Aber schon setzte sich der Zug in Bewegung und Herr von Hainichen antwortete lächelnd:

Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Diskretion sind sehr anerkennenswerth. Aber Ihre Kollegen waren bereits ebenso diskret, und sie haben mich zu Ihnen geschickt!“

Die Reliefs für die Lessingbrücke in Berlin.



1) Nathan der Weise. 2) Minna von Barnhelm. 3) Emilia Galotti. 4) Miß Sarah Sampson.

Seit einem Jahrzehnt ist bei der Stadtverwaltung Berlins die Tendenz zur Herrschaft gelangt, zum Nützlichen und Nothwendigen das Schöne zu fügen. Diese Tendenz hat sogar dazu geführt, eine eigene Kunstdeputation zu schaffen, der es obliegt, Straßen und Plätze mit Werken der Plastik zu schmücken. Und so ist auch der Brückenbau nicht mehr dem Ingenieur allein überlassen. Heute wird ihm der Künstler beigegeben, damit bildnerisches Beiwerk die nüchterne Konstruktionsarbeit veredele. Es tragen denn auch die Brückenbauten der Reichshauptstadt einen so bedeutsamen Charakter, daß die Kommune kürzlich mit einem Kostenaufwand von 36 000 Mark ein Werk: „Die Brückenbauten Berlins“ betitelt, herausgegeben hat.

Einen ganz eigenartigen Weg aber, ein derartiges Bauwerk zu schmücken, wird die Stadt bei der Lessingbrücke beschreiten. Die Brücke verbindet die im modernen Hansa-Viertel belegene Lessing-Straße mit einer der ältesten Straßen Moabits, der Stromstraße. Das den Namen des Dichters tragende Bauwerk wird nun, in der Baugeschichte von Brücken wohl zum ersten Male, mit theatralischen Szenen

geschmückt. Sie sind dramatischen Dichtungen entnommen und sollen als Reliefs in die Wandungen der Brücke gebettet werden. So wird der Passant sich an der Darstellung der Schlussszenen aus vier Werken Lessings erfreuen können. Die Dichtung, der sie entnommen sind, ist unschwer zu erkennen. Dem letzten Auftritt aus „Nathan der Weise“ folgt der Ausklang der „Minna von Barnhelm“. Daran reihen sich die Schlussszenen aus „Emilia Galotti“ und „Miß Sarah Sampson“. Es geschieht, soweit man weiß, zum ersten Male, daß man versucht, an einem derartigen Bauwerk den Namen eines Dichters in dieser Weise gerecht zu werden. Ursprünglich war es auch anders geplant. Die Brücke sollte die Bildnisse Lessings und seiner Freunde, des Majors Ewald von Kleist, des Philosophen Moses Mendelssohn und des Buchhändlers Nicolai erhalten. Aber dieser Plan wurde mit dem Hinweis bekämpft, daß eine derartige Ausschmückung nichts als eine Wiederholung des Denkmals sein würde, das Berlin dem unsterblichen Manne bereits gesetzt hat. So fiel dieser Plan und von dem Dichter sollen statt seiner eigenen Gestalt seine Werke reden.